

Meyer und Müller oder Lina und Mina

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **188 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Da kam der siebente Feger
 Und stahl mir auf der Centralpolizei
 Noch einen Hosenträger —
 Naß! dacht' ich, was schon längst bekannt,
 Ich sag' es unverhohlen:
 Ein Heil'ger ist im Luzernerland,
 Der nie einen Strick gestohlen!

Mehrere Regierungen bemühten sich um die Freilassung der Gefangenen und die Tagsatzung empfahl Amnestie. Man einigte sich auf eine Loskaufssumme von 350,000 Franken. Gegen die Gefangenen Luzerner aber wurde eine weitläufige Untersuchung begonnen und zu deren Leitung der thurgauische Untersuchungsrichter Ammann berufen. Jetzt saß die extreme Partei erst recht am Ruder. Siegwart-Müller gelangte zu unbedingter Herrschaft und eine wahre Schreckensherrschaft trat ein. Ursprünglich aus dem Schwarzwald stammend, war er im Kanton Uri erzogen und begann seine Laufbahn als Fürsprecher, nicht ohne ehrgeizige Absichten, wozu ihm die eheliche Verbindung mit einer Landammannstochter aus dem angesehenen Geschlechte der Müller den Weg bahnen sollte. Er fühlte sich in dem kleinen Uri bald unbehaglich und siedelte nach Luzern über, wo er Staatschreiber und 1844 Schultheiß wurde. Dr. Steiger, für welchen sich seine schweizerischen Gesinnungsgenossen am meisten besorgt zeigten, wurde wegen Hochverrats zum Tode verurteilt. „Machet ihn unschädlich, aber tötet keine Gefangenen“, sagte Leu. Es wurden Unterhandlungen mit Sardinien behufs Internierung in Turin angeknüpft. Inzwischen hatte der Wirt im Cafe Literaire in Zürich, Johann Groß, drei Luzerner Landjäger in's Einverständnis gezogen und in der regnerischen Nacht des 19. auf

den 20. Juni wurde Steiger als Landjäger verkleidet entführt und auf zürcherisches Gebiet gebracht, wo man ihn mit Subel aufnahm. Die Zürcher Regierung schenkte ihm das zürcherische Landrecht. Von heute auf morgen wurde er nicht nur der berühmteste Mann weit und breit, sondern auch der geschickteste Arzt. Die Leute wurden expreß krank, um ihn konsultieren zu können. In allen Bildergläsern, auf allen Schnupftabakdosen und Pfeifenköpfen prangte sein Bildnis; auf Taschentüchern wurde der Hergang wie eine Heiligengeschichte dargestellt. Die Landjäger wurden ebenfalls naturgetreu abgebildet und fanden riesigen Absatz.

Das zweite Nachspiel zu den Freischaaenzügen war die Ermordung Leu's. Derselbe wurde am 20. Juli durch einen fanatischen Radikalen, Namens Jakob Müller von Stechenrain, welcher gehofft hatte, von den Liberalen eine Belohnung zu erhalten, um sich aus ökonomischen Verhältnissen zu retten, im Bette erschossen. Sogleich wurde der Mord als politischer aufgefaßt und der liberalen Partei zur Last gelegt. Ueber sechshundert neue Verhaftungen fanden in Luzern statt; am meisten Anstoß erregte diejenige des allgemein geachteten und streng rechtlich gesinnten Kasimir Pfyster, welcher aber, da man keine Schuld an ihm fand, alsbald wieder freigelassen wurde. Eine Hauptfolge aller dieser Begebenheiten war der engere Zusammenschluß der Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis. Am 1. November, dem Allerheiligenfeste, zogen die Jesuiten in Luzern ein und am 10. Dezember kam der Schutzvertrag der sieben katholischen Kantone — der Sonderbund — zum förmlichen Abschluß.

Meyer und Müller oder Lina und Mina.

Die Weinhändler Meyer und Müller betrieben ein lebhaftes Geschäft. Ueber Tag arbeiteten sie fleißig und nach Feierabend besuchten sie gemeinschaftlich ihren väterlichen Freund Tobias Wimmerl, einen Witwer mit reizenden Zwillingen.

Lina und Mina hießen die Kinder, die in dem heiratsfähigen Alter von zwanzig Jahren standen und einander so auffallend ähnlich sahen, daß ihr eigener Vater nicht imstande war, sie von einander zu unterscheiden, weshalb Lina eine rote und Mina eine blaue Masche in dem üppig entwickelten Haarzopf tragen mußte. Wenn aber diese Masche gelegentlich fehlte, so waren Verwechslungen unvermeidlich. Die trübsamen Folgen einer solchen hätten einmal beinahe das blühende Leben zweier hoffnungsvollen Menschen vernichtet und zudem ein gar nicht berechenbares Unglück über eine ehrenwerte Familie gebracht.

Bei diesen Zwillingen saßen Meyer und Müller in stillem Entzücken versunken, aber keiner wagte das Geständnis der Liebe, die sein Herz zu ver-

zehren drohte, abzulegen, dazu waren sie nun einmal zu schüchtern. Sie nahmen dann wehmütigen Abschied und schlichen ehrsam in ihr ödes Junggesellenheim zurück — unglücklich und hoffnungslos.

Eines morgens erschien die allzeit geschwätige Zeitungsträgerin Ursula im Kontor. „Wißt Ihr das Neueste?“ fragte lauend die Zungenfertige. „Die Spezereihändler Würmli und Mäckli haben sich mit den Zwillingen verlobt!“ —

Wie geknickt sanken die beiden Zuhörer in ihre Stühle, unvermögend ein Wort zu reden. Ursula verließ das Haus; ein schadenfrohes Grinsen huschte über ihr Hexengesicht.

Meyer erholte sich zuerst von dem vernichtenden Schlage. Er verließ das Bureau; er mußte Gewißheit haben. Als er Wimmerls Haus betreten wollte, hörte er in der Gartenlaube das Rauschen eines Kleides und erblickte eine weibliche Gestalt. Es war eine der Zwillinge, aber ohne Masche im Haarzopf. Meyer setzte sich und seufzte erbärmlich.

„Was fehlt Ihnen, Herr Meyer?“ fragte das Mädchen teilnehmend.

Blumps, fiel der junge Mann auf die Kniee. „Gestatten Sie mir... hier liege ich; ich kann nicht anders... ich liebe Sie, wollen Sie mein Weib werden? O sagen Sie das erlösende, beglückende Wort, sagen Sie ja!“ stöhnte er.

„Ich kann nicht, o ich kann nicht!“ jammerte das Mägdlein mit trostloser Stimme.

„O, warum können Sie nicht?“ fragte er verzweifelnd.

„Weil... weil ich einen andern liebe!“ — hauchte sie und weinte bitterlich.

„Einen andern, o das ist mein Tod... leben Sie wohl für immer!“ schluchzte Meyer und wankte davon.

In seinem Zimmer angekommen warf er sich auf einen Stuhl und schrieb. Er setzte seinen Kompagnon zum Universalerben ein und nahm von ihm und der übrigen Welt rührenden Abschied. Dieses Schreiben steckte er in seine Brusttasche — man wird es schon finden. Dann entnahm er dem Geheimfach des Schreibtisches die geladene Pistole und eilte in den benachbarten Wald mit dem Entschlusse, seinem Leben ein Ende zu machen.

Inzwischen war auch Müller aus seiner Betäubung erwacht. Auch ihn drängte es, Gewißheit zu erhalten

und — wenn das grausame Gerücht sich bewahrheiten sollte — den erlösenden Tod zu suchen.

Kaum hatte er Wimmerls Haus betreten, als ihm eine der lieblichen Zwillinge entgegenkam. Seine Augen suchten vergeblich die Masche; er glaubte aber mit aller Bestimmtheit, seine Angebetete vor sich zu haben und bat das Fräulein um Gehör.

„Was fehlt Ihnen, Herr Müller?“ forschte das Mädchen

„Ich bin schwer krank, nicht körperlich, aber seelisch, was bekanntlich weit gefährlicher ist. Ein Dämon hat mich verwundet und nur Sie können heilen. Sie allein sind der Arzt meiner Seele“,

hauchte er mit aller Innigkeit seines idealen Gemütes und bohrte den Blick in den Haken der Hängelampe.

„Wie könnte ich das?“ zitterte es von den rosigen Mädchenlippen.

„Ich liebe Sie; ich werde Sie auf den Händen tragen durch alle Wirrsale des Lebens!“ flehte Müller.

„Das wäre alles schön und gut, lieber Herr Müller, aber es geht mit dem besten Willen nicht.

Ich kann nicht, ich darf nicht!“ wehlagte sie.

„Warum nicht? Warum zerschneiden Sie so grausam den Faden meines Lebensglücks?“

„Weil mein Herz einem andern gehört!...“ antwortete das gequälte Kind in Tränen aufgelöst.

„Einem andern!“ rief der Enttäuschte und wischte sich den Angstschweiß vom Gesicht, einem andern!...

„Das ist der Nagel zu meinem Totensarge. Leben Sie wohl! Unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen.“

Und Müller schlich heim. Lebensmüde warf er sich an den Schreibtisch und schrieb an seinen Freund Meyer, dem er letztwillig Hab und Gut vermachtete und mit rührenden Worten um ein schickliches Begräbnis bat. Dann öffnete er ein Geheimfach und entnahm ihm ein Fläschchen, das er sorgfältig in die Rock-

tasche steckte. Er eilte in den nahen Wald.

Dort saß schon Meyer unter einer Eiche und war eben im Begriffe, sich die tödtliche Kugel in den Kopf zu jagen, als er durch das Knacken eines Zweiges gestört wurde. Er erblickte seinen Freund Müller, wie er ein Fläschchen, auf dem ein graufiger Totenkopf prangte, an den Mund setzte.

„Halt, Unglückseliger! was willst Du tun?“ schrie Meyer.

„Lass' mich; ich will sterben!“ antwortete Müller.

„Red' nicht solchen Unsinn und wirf das Gift weg! Du bist jung, blühend gesund und in guten Verhältnissen. Du wirst einmal meine



Wahnung segnen!" replizierte Meyer mit väterlicher Rührung.

"Behalte Deine Weisheit für Dich. Ich will und muß sterben. Vor einer Stunde hat mich Mina abgewiesen, denn sie liebt einen andern. Mein Lebensglück ist vernichtet. Lebe wohl, mein treuer Kamerad!" klagte Müller.

"Gleiche Ursache, gleiche Wirkung", erwiderte Meyer, "was Dir Mina, das ist mir Lina. Mit der ganzen Kraft einer hingebenden Seele hing ich an ihr; sie war der helle Stern, nach dem ich glückselig ausschaute. Der Stern ist erloschen. Sie hat mich rundweg abgewiesen. Sie liebt einen andern. Lebe wohl!"

"Lebe wohl!" echoete es in dumpfem Grabeston. Und nun schien das grausige Verhängnis seinen Lauf zu nehmen. Meyer setzte die Pistole an die Stirn und Müller das Fläschchen an den Mund.

"Halt, noch ein Wort!" unterbrach Meyer, "wie magst Du Dir nur mit dem gemeinen Rattengift das Leben nehmen? Es wirkt nur langsam und Du mußt Dich stundenlang in den entsetzlichen Schmerzen wälzen, bis Dich der Tod erlöst."

"Beruhige Dich, mein Lieber! Das Giftlein ist tausendmal besser als Deine alte Pistole", opponierte Müller, "Du hast jetzt keine sichere Hand, Du wirfst Dich jämmerlich verwunden und tagelang dahinstechen, bis der Tod sich endlich Deiner erbarmt."

"Haha! Ich hätte keine sichere Hand?" höhnte Meyer, der sich in seiner Schüzenehre beleidigt fühlte, "ich treffe auf fünfzig Schritte eine Fliege."

"Meyer, tu mir den Gefallen und schneide in dieser ernstesten Stunde nicht so fürchterlich auf. Du bist nicht bei einem Kunden", giftelte Müller.

"Keine Spur von Aufschneiden; ich verbitte mir das! Stelle das windige Gift neben Dich hin."

"Wozu?"

"Das wirst Du gleich sehen."

Müller stellte das Fläschchen vor sich auf die Erde. Meyer erhob die Pistole, zielte einen Augenblick und der Schuß krachte, das Glas in tausend Splitter jagend.

"Nun, war das nicht ein Meisterschuß?" triumphtierte Meyer.

Stumpfsinnig betrachtete Müller die Erde, die das Gift verschluckte und fragte tonlos: "Womit soll ich mich jetzt umbringen?"

Meyer kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. "Aber, das Gift ist futsch, aber..." setzte er erschrocken hinzu, "zum Donnerwetter, wie soll ich mich jetzt erschießen? Ich hatte nämlich nur diese eine Kugel."



Es folgte eine inhaltschwere Pause.

"Was beginnen wir nun?" fragte Meyer.

"Wir kehren nach Hause zurück und fassen einen andern Entschluß", schlug Müller vor.

"Ganz recht, Kamerad! Aufgeschoben ist nicht aufgehoben", meinte Meyer und steckte die Pistole zu sich.

Beide schlüpfen hinter den Häusern durch; es fehlte ihnen der Mut, durch die Straßen zu gehen. Im Kontor setzten sie sich und berieten ihre kritische Lage.

"Wir gehen einfach in den Fluß!" meinte Müller, aber sein Freund winkte energisch ab.

"Das schickt sich nicht für bessere Weinhändler; böse Mäuler könnten uns nachreden, daß wir mit diesem Element befreundet gewesen und das wirkt nachträglich ein perfides Licht auf unsere ehrenwerte Firma", protestierte Meyer.

"Ich hab's!" rief er begeistert aus. "Als gesinnungstreue Weinhändler trinken wir uns zu Tode, das heißt fürwahr ein tadelloses Ende nehmen!" und schon ergriff er den großen Kellerschlüssel.

"Einverstanden!" erwiderte Müller und entzündete eine Talgkerze.

Die beiden Gestalten versanken in die Tiefe des Kellers. Vor einem mäßig großen Fasse machten sie Halt.

„Es ist die Perle unseres Kellers, Freund, den nehmen wir als Abschiedstrunk!“ meinte Meyer in tiefster Behmut und streichelte liebevoll das Gebinde.

„Mont d'or Johannisberg, flaschenreif!“ seufzte Müller und zerdrückte eine Träne.

„13,90 Alkohol!“ wehklagte Meyer.

„20,73 Extrakt!“ schluchzte Müller.

Dann füllte Meyer zwei große Becher mit dem funkelnden Naß, dem ein starker Wohlgeruch entströmte. Die Beiden stießen an. Der Eine murmelte „Lina!“ der Andere flüsterte „Mina!“ und beide leerten das Glas bis zur Neige.

Während das Trauerspiel der Firma Meyer und Müller der Katastrophe entgegenging, befand sich die Familie Wimmerl in hochgradiger Aufregung. Die Zwillinge hatten nach der Rückkehr des Vaters diesem das Vorgefallene erzählt und Wimmerl ahnte Unheil. Nach mehreren erfolglosen Nachforschungen begab er sich zum Weinfeller seiner Freunde. Diese hatten inzwischen Becher um Becher geleert, aber der erlösende Tod wollte nicht erscheinen. Im Gegenteil, der Götterwein spendete Mut und Lebenskraft, Frohsinn und Lust, und statt eines dumpfen Grabgesanges ertönte die Halle bald von fröhlichem Trinklied.

Plötzlich vernahmen die Beiden ein Geräusch und erblickten eine Gestalt, welche die Kellertreppe hinunterstieg und nach ihnen rief.

Es war Freund Wimmerl.

„Wo steckt ihr denn und was beginnt ihr da?“ fragte er und betrachtete erstaunt die Zechbrüder.

„Wir wollen sterben!“ war die zweistimmige Antwort.

„Warum denn um's Himmelswillen?“ fragte Wimmerl.

„Weil ich Lina liebe“, erklärte Meyer, „und weil sie einen andern liebt...“

„Aber wenn Du Lina liebst, weshalb erklärtest Du denn heute Mina Deine Liebe? Die will Dich nicht, die lebt und stirbt für Müller!“

„Für mich?“ schrie Müller entzückt und machte einen Freudensprung.

„Ja, für Dich“, sagte Wimmerl, „und Du gehst hin und begehrst Lina zum Weibe, Lina, die sterblich in Meyer verliebt ist!“

„In mich?“ brüllte Meyer und fiel Wimmerl heftig um den Hals.

„Ja, ja, in Dich“, bestätigte Wimmerl.

„Also bin ich der Andere, den Lina liebt?“ jubelte Meyer.

„Und ich der andere, den Mina liebt?“ frohlockte Müller und ließ einen Sauchzer los.

„Natürlich seid Ihr die beiden andern“, beteuerte Wimmerl, „und wenn Ihr's noch immer nicht glaubt, so geht doch nur hinauf, oben an der Kellertüre stehen meine Zwillinge.“

Meyer und Müller gaben sich alle erdenkliche Mühe, möglichst gravitatisch die Treppe hinaufzusteigen, wo die beiden reizenden Mädchen mit pochendem Herzen und rotgeweinten Augen ihrer harnten.

Meyer wollte sich stürmisch an Minas und Müller an Linas Brust werfen, zum Glück schrie aber Mina rechtzeitig: „Müller!“ und Lina im gleichen Augenblick: „Meyer!“ so daß die liebesglühende Umarmung ohne jede Verwechslung stattfinden konnte.

Des alten Wimmerl Neuglein glänzten fröhlich, als er die beiden Liebespaare betrachtete und schmunzelnd tat er den weisen Spruch: „Der Johannisberger sollte Euer Abschiedstrunk werden, nur sei er Euer Verlobungstrunk! Der Wein ist gut und es hat noch sattjam davon im Fäßlein.“

